



Kolloquium

**Vom Altern in der Fremde
Über Chancen und Hindernisse der Integration
hochqualifizierter älterer und alter
russischsprachiger »Kontingent-Flüchtlinge«
im heutigen Deutschland**



Sonnabend, 24. März / Sonntag, 25. März 2001

Vom Altern in der Fremde

Über Chancen und Hindernisse der Integration
hochqualifizierter älterer und alter russischsprachiger
»Kontingent-Flüchtlinge« im heutigen Deutschland



*Ein Ausflug der Mitglieder des Jüdischen Kulturkreises
Düsseldorf zum RASCHI-Haus in Worms Foto: privat*

Herausgeber Jüdischer Kulturverein Berlin e.V.
April 2001

Bericht vom Kolloquium im Zusammenhang mit
»JÜDISCHE KORRESPONDENZ« Nr. 5 / Mai 2001

*Das Kolloquium wurde durch die Rosa Luxemburg Stiftung und die
Gesellschaft für Sozialwissenschaft, Forschung und Publizistik (GSFP)
gefördert.*

Herausgeber: Jüdischer Kulturverein Berlin e.V.
Oranienburger Str.26 10117 Berlin
Tel. 030 - 282 6669 / 2859 8052, Fax: 030 - 28598053
e-mail: JKV.Berlin@t-online.de
Redaktion der Broschüre: Dr. Irene Runge / Igor Chalmiev
Berlin, April 2001
ISSN 1434-6133
2.00 Euro

Titelbild: Rabbiner Michael Goldberger vor Einwanderern in Düsseldorf:
»Das Leben von Emigranten erscheint wie ein leerer Teller...« Foto: privat

INHALT:

Dr. Irene Runge/Igor Chalmiev (Jüdischer Kulturverein Berlin e.V.)

Eine Vorbemerkung

Igor Chalmiev (Integrationsbeauftragter des JKV)

Von Baku nach Berlin

Dr. Irene Runge (1. Vorsitzende des JKV)

Von den Klippen des Alterns

Rabbiner Tsevi Weinman (Jerusalem)

Die Halacha und das Alter

Prof. Dr. Elena Burlina (Jüdischer Kulturkreis Düsseldorf)

Vitamin »K« für Kultur...

Über den Vortrag von Dr. Hans-Joachim von Kondratowitz (Deutsches Zentrum für Altersfragen)

Mythen und Wirklichkeiten

Über den Vortrag von Dr. Dorothea Grieger (Referentin bei der Beauftragten der Bundesregierung für Ausländerfragen)

Das niederländische Modell

Anhang:

11 Jahre Jüdischer Kulturverein Berlin e.V.

Eine Vorbemerkung

Von Dr. Irene Runge und Igor Chalmiev

Was ist Alter? Wie unterscheiden sich altgewordene Migranten von der gleichaltrigen Mehrheitsbevölkerung?

Fragen wie diese veranlassten uns, ein Kolloquium zu diesem Thema vorzubereiten. Wir hatten vor allem die Schwierigkeiten vieler hochqualifizierter älterer russischsprachiger »Kontingent-Flüchtlinge« im Auge und übersahen keineswegs den deutschen Wissensmangel über die Sozialisation dieser in den vergangenen 10 Jahren eingewanderten Bevölkerungsgruppe. Am Ende des Treffens waren aus vielen Erfahrungen und dem mannigfachen Wissen über Integrationsprobleme im Allgemeinen und Besonderen mehr Erkenntnisse über Deutschlands jüngste Migrationsgeschichte vorhanden. Das Gespräch über »Chancen und Hindernisse bei der Integration älterer russischsprachiger jüdischer Migranten« war eine Gelegenheit, sich intensiv über Unterschiede und Vergleichbares in den Migrantengruppen und über die sie differenzierenden historischen Prägungen auszutauschen.

Unser Kolloquium begann *mozae Schabbat*, also nach Schabbatende mit der *Havdala*. Die traditionelle Zeremonie trennt den heiligen Schabbat von der profanen Woche. Der eigens aus Jerusalem eingereiste orthodoxe Rabbiner und rabbinische Rechtsanwalt Tsevi Weinman aus Jerusalem sagte die Segenssprüche, erläuterte sie und leitete auf diese Weise sein späteres Referat ein. In diesem ging es um religiöses Tun, Ge- und Verbote, geschriebene und mündliche Überlieferungen zum Thema Alter. Als herausragender Experte des jüdischen Rechts (Halacha) sprach er über eherner Regeln und wie diese von einer Generation auf die nächste kommen. Der Vergleich mit den Unsicherheiten im säkularen Wertesystem war unvermeidlich, und manche Anwesende konnten kaum verstehen, wieso ein seit zweitausend Jahren geltendes Recht von Mode und Zeit unberührt sein soll. Der Rabbiner illustrierte beispielhaft ein idealtypisches Bild der orthodoxen Gesellschaft, in welcher Familie, Wohlfahrt und Alter seit jeher zusammengehören. Abgetrennt von der säkularen Welt verbindet und bindet es gleichermaßen. Unsere Referate hingegen widmeten sich eher altersrelevanten Widersprüchen, die sich für jüdische Migranten im und aus dem hiesigen Alltag ergeben.

Gleich am ersten Abend setzte beim geselligen Beisammensein ein offener Diskurs ein, an dem sich Experten der großen Wohlfahrtsorganisationen Caritas, AWO und DRK und ausgewiesene Kenner privater Trägereinrichtungen der Migranten- und Altenarbeit, Sozialarbeiter aus mehreren Städten und einige ältere Mitglieder des Jüdischen Kulturvereins gleichberechtigt beteiligten und ehemalige Emigranten ihre Erfahrungen einbrachten. Der Mangel an Landessprache

und Initiative wurden dabei als primäre Integrationshemmnisse angesehen.

Am zweiten Tag standen die Referate von Dr. Hans-Joachim von Kondratowitz (Deutsches Zentrum für Altersfragen), von Frau Prof. Dr. Elena Burlina (vormals Kulturexpertin in Moskau, jetzt aktiv im Kulturleben der Gemeinde Düsseldorf) und Frau Dr. Dorothea Grieger (Referentin bei der Beauftragten der Bundesregierung für Ausländerfragen) im Mittelpunkt. Erstaunlich war, wie sich ein Bogen vom jüdischen Recht über historische Demographie und Altersstereotype zum Erwartungsdruck jüdischer Einwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion bis hin zu einem Altersmodell vorerst für türkische Migranten spannte. Auf Wunsch der Teilnehmer wurde auf getrennte Arbeitskreise verzichtet, jeder wollte alle Argumente hören. So debattierte man gemeinsam nach mediterranem Lunch-Buffer bis zur Kaffeepause und danach um Integrationserfordernisse und Bedürfnisse, verschiedene Altersbilder sowie kulturelle Entwürfe, die den Alternsprozess in den Migrationsgruppen leiten. Akzeptiert wurden Schwerpunkte der Integration, Nachdruck lag auf subjektiven wie objektiven Hindernissen, die dem Erwerb der deutschen Sprache entgegenstehen. Dass heute viele ältere Migranten Sprachschwierigkeiten haben, ist nicht allein falschen Politikansätzen zu verdanken, sondern dokumentiert auch verfestigte Einstellungen zu Sprache und hiesigen Lebensweisen. Kulturelle und religiöse Eigenheiten verdichten sich zwar auch zu voneinander abweichenden Altersbedürfnissen, doch jenseits der sozialen Lage, der Biographie und Persönlichkeit läßt sich vieles kaum erklären. Die Erwartungen und Gewohnheiten älterer und alter russischsprachiger Juden und Aussiedler wurden mit denen der ersten Arbeitsmigranten aus der Türkei, Spanien, Portugal und Griechenland verglichen. Türken und Südtaliener kamen eher arm aus agrarischen Gebieten, oft fast analphabetisch leisteten sie niedere Arbeit, blieben in Wohnheimen kulturell isoliert und hielten Deutschland nur für vorübergehend. Jüdische Migranten sind meist akademisch qualifizierte Großstädter. Arbeitsmigranten alterten *in* Deutschland, die heute älteren »Kontingent-Flüchtlinge« reisten *nach* oder *aus* dem erfolgreichen Berufsleben ein. Solche Widersprüche wurden in der Diskussion ebenso aufgedeckt wie die Bedeutung des hohen Organisationsvermögens für den Erfolg einer Migrantenbevölkerung, den die damals in der Heimat schon politisierten Griechen und Spanier in Deutschland erreicht haben.

Von Baku nach Berlin

Von Igor Chalmiev

Heute interessiert uns die Einwanderung älterer und alter hochqualifizierter russischsprachiger Juden. Diese Juden haben Probleme wie andere Menschen in ihrem Alter auch, aber sie haben ihr Geburtsland verlassen. Was das für sie und

für ihre neue Umgebung genau bedeutet, wissen wir nicht.

Ich zum Beispiel habe den größten Teil meines Lebens in der Sowjetunion verbracht, im heutigen Aserbaidshan. Baku war eine multi-nationale Stadt. Dort lebten Aserbaidshaner, Armenier, Russen, Juden, Georgier, Tartaren und andere Nationalitäten. Die Kulturen der Muslime, der orthodoxen Christen und der Juden vermischten sich auf sowjetische Art mit kommunistischen und nationalen Idealen und auch Propaganda. Und weil all das in einem südlichen Land stattfand, war der Alltag auch ganz anders als hier, im inter-kulturellen Berlin. Im Orient ist es üblich, dass die Jungen den Alten mit Hochachtung begegnen. Man lebt auch viel enger zusammen. In Berlin habe ich zum ersten Mal erlebt, dass alte Menschen sich unterhalten, in welchem Altersheim sie wohnen wollen oder dass ihre Kinder für sie Heime suchen. In Aserbaidshan war es undenkbar, dass alte Menschen, die Kinder haben, in ein Altersheim gehen. Die Heime waren schrecklich. Üblich war, dass erwachsene Kinder für ihre Eltern sorgen. Gleichzeitig aber gab es diese Wohnungsknappheit. Eltern, erwachsene Kinder und Enkel lebten daher meist in einer Wohnung. Auch das war ein Problem. Natürlich versuchten die erwachsenen Kinder, allein zu leben. Aber nicht alle haben es geschafft. Darum lebten die Alten mit oder ohne ihre erwachsenen Kinder. Kinder und Enkelkinder kamen oft auf Besuch. Man feierte auch gemeinsam alle Feiertage. Die Juden feierten die jüdischen Feste, die Muslime die muslimischen und alle die staatlichen, und dann gab es noch die privaten Geburtstage. Weil die Familien so groß waren, hatte immer jemand Geburtstag, oder es wurde geheiratet, oder es kam ein Kind zur Welt. Das wurde alles gefeiert. Darum waren die Alten selten allein, selbst wenn der Partner starb. Wer keine eigenen Kinder hatte, der hatte Verwandte mit Kindern, und so waren auch sie Teil einer Familie. In Baku war es immer ein wenig anders als in der Sowjetunion insgesamt. Das hat vermutlich vor allem mit der kulturellen Vielfalt zu tun.

In Deutschland ging es vielen Einwanderern aus der früheren Sowjetunion vermutlich wie mir: Man sieht selten Großeltern mit Enkelkindern, so wie wir es gewöhnt waren. In der Straßenbahn zum Beispiel stehen Jugendliche nicht vor alten Menschen auf. Ich glaube, hier in Deutschland leben alte Menschen oft allein. Sie finden das aber ganz normal. Man besucht sich offenbar auch viel seltener als bei uns. Ich erinnere mich, dass die Leute in Aserbaidshan nicht so alt wurden wie die Menschen hier. Mein Großvater starb mit 79. Von seinen Freunden lebte in dieser Zeit schon niemand mehr, er war der letzte seiner Generation. Im Jüdischen Kulturverein habe ich schon drei neunzigste Geburtstage mitgefeiert. Die Jubilare waren lange Jahre ihres Lebens Emigranten. Sie kehrten aber nach Deutschland zurück und sind daher in ihrem Geburtsland alt geworden. Aber das ist eine andere Situation als die, über die wir hier sprechen. Uns geht es vor allem um das Thema »Altern in der Fremde«. Ich wünsche mir natürlich, dass die älteren russischsprachigen Zuwanderer keine Fremden trotz ihres Lebensalters bleiben.

Sie sind in der Regel hoch ausgebildet. Man könnte also eigentlich erwarten, dass sie die Herausforderungen annehmen werden, die das neue Land, die anderen Kulturen, die deutsche Sprache mit sich bringen.

Genau das aber ist ihr und eigentlich unser aller Problem, und genau dafür brauchen wir Lösungen.

Klippen des höheren Alters

Von Irene Runge

Brüssel plant derzeit, EU-Angestellte mit 50 Jahren in Rente zu schicken. Damit würde sich deren aktive Alters-Freizeit auf gute 30 Jahre erhöhen. Was tun sie mit soviel freier Zeit? Auf Türkisch gibt es kein solches Wort, »Freizeit« übersetzt sich als »leere Zeit«. Nach muslimischer und jüdischer Tradition ist der Mensch fürs Leben und Arbeiten geboren, religiöses Tun ist wie Arbeit. Entfällt der »Pensionsschock«?

Wie leben türkische Alte in Berlin? Sie treffen sich in Hinterhof-Moscheen, wo es vermutlich nicht nur um die transzendente Welt geht. In Berliner Synagogen hört man derweil viel russisch. Es sind nicht nur, aber vor allem Ältere, die das Bet-, Lehr- und Lernhaus als sozialen Treff nutzen. Andere Einwanderer aus Odessa, Riga oder Baku treffen sich gesondert, auch ältere Wissenschaftler und Techniker und die Dichter aus Moskau und Petersburg. In Potsdam gründeten jüdische Einwanderer den Verein zur Integration *aller* Russischsprachigen. Doch dem Kulturkontakt kann niemand ausweichen. Das Problem beginnt, wenn zu viele unvorbereitet und ohne soziale Kompetenz in das Räderweg kultureller Konflikte geraten.

Wir alle leben mit dem Abbau physischer und psychischer Kräfte. Einiges ist zu verdrängen, anderes zu verlangsamen, doch insgesamt sollten wir uns der kulturellen Codes ebenso kritisch annehmen wie der altersrelevanten Bedürfnisse und Angebote. Kennt sich jemand *migrations-kultur-politisch* in Altersbelangen aus? Von Jean Amery, dem Auschwitzüberlebenden, stammt der Gedanke, dass »im Leben eines jeden Menschen der Moment kommt, wo er entdeckt, dass er ist, was er ist... Die Anderen haben einen Saldo vorgelegt... Er ist Elektroingenieur, er wird es bleiben«. Für den älteren Elektroingenieur aus Magnitogorsk aber stellt sich Altern anders dar. Er ist »Kontingent-Flüchtling« geworden, was bisher galt, müsste er im Licht der neuen Lebensumstände überprüfen. Mit dem Ingenieur ist es vorbei, in der vertrauten Sprache kann er seinen Willen nicht mehr kundtun. Neue Worte drängen sich in ihn hinein: Ausländerbehörde, Sozialhilfe, Schein, Heim, Wohnberechtigung, Arbeitsamt. Moralisch verschlissen ist seine Berufsfertigkeit, sein bewährtes Sozialverhalten erscheint in der neuen Umwelt befremdlich. Auch an der Mode nimmt er nicht teil. Man sieht, *er* gehört nicht dazu. Unser

Ingenieur kennt die neuen Codes nicht. Es könnte sein Gewinn sein, zwischen den Kulturen zu pendeln, doch ihn paralyisiert vor allem der Erwartungsbruch. Deutschland ist keine Fortsetzung des Bisherigen. Das könnte ihn krank machen. Würde er eine Therapie annehmen? Vermutlich nein. Dem Ingenieur aus Magnitogorsk sagt keiner, an welcher Art Bildung es ihm fehlt, um selbständig neue Kontaktzusammenhänge zu entdecken, denn Bildungskonzepte sind ebensowenig wie alte Migranten eingeplant. Bedienen Seniorenreisen, Kaffeefahrten, Altersuniversitäten und Sommerkurse die Bedürfnisse von Migranten aus Moskau, Kasachstan, Palermo oder Anatolien? Wer als »Ausländer« mit wenig Deutsch in die Jahre kam, bleibt im Alter eher unter seinesgleichen, in Teestuben, auf Parkbänken und in jenen Gesellschaftsräumen, von denen wir keine Ahnung haben. Organisieren nur ältere jüdische Migranten mit russischsprachigen Reiseführern Busfahrten nach Paris oder Rom? Dank Satelliten, Radio und Zeitungen sind alle, die es wollen, Tag und Nacht in jeder Muttersprache mit der eigenen Welt verbunden. Die angenehme Eingrenzung kann objektiv auch ausgrenzen – auch wenn das subjektiv verdrängt wird.

Von portugiesischen Gastarbeitern heißt es, sie hätten ihr hart verdientes deutsches Geld in heimatliche Alterssitze gesteckt, andere bleiben der Kinder und Kindeskindern wegen als deutsche Rentner oder als Rentner in Deutschland. Manchem wurde die Heimat fremd. Denkt der neue türkische Mittelstand schon an die späteren Jahre? Im Wedding fehlt das türkische Altersheim, das noch vor kurzem wegen Tradition, Großfamilie und Heimkehr für überflüssig galt. Woran mangelt es deutschen Aussiedlern aus Rumänien und den Wolgarepubliken, den neuen jüdischen Migranten, den Flüchtlingen und Asylbewerbern bei der Suche nach selbstbestimmtem Alter? Menschen haben stets mehrere Identitäten. Die junge türkische Berlinerin wird im Alter Kurdin, Muslima, Jüdin oder Alevitin sein, Sozialistin, Fundamentalistin, Hausfrau oder Professorin em. für Verwaltungsrecht.

Stereotype sind kulturelle Leitbilder. Russischsprachige jüdische Migranten bringen das Bild des ordentlichen Deutschen mit, der von der Seele wenig versteht. Wird es bedrohlich, ist er ein Faschist, ansonsten lebt man nebeneinander her. Der ältere Jude könnte den Russen, den Großstädter, den Großvater oder den Mikrobiologen herauskehren. Seine deutsche Umgebung nimmt ihn jenseits des Selbstbilds nach Sprachfertigkeit, Art der Kleidung, Mimik, Gestik und Körpersprache wahr, wie er die Zigarette raucht oder sich mit Nachbarn bekannt macht. Über kulturelle Klippen stürzt nicht, wer seiner eigenen Schritte unsicher ist. Diese Hürden sind eher atmosphärisch. Deshalb spürt vor allem der empfindsame Mensch, wenn er ins Stolpern kommt. In New York schrieb sich meine 85-jährige Freundin unlängst in einen Computerkurs für Neueinwanderer und gefährdete Slum-Jugendliche ein. Sie wollte ihr Computerwissen vertiefen *und* dem Projekt ihre Erfahrung als Psychoanalytikerin zur Verfügung zu stellen. Mich verblüffte beides, aber dort setzen Staat *und* Gesellschaft auf derlei Initiativen. In Deutsch-

land hat das Ehrenamt schwache Füße, während es auf Russisch noch unbekannter scheint. Migranten, gleich welcher Herkunft und welchen Alters und sozialer Schicht bleiben zu lange die Fremden, sie werden nicht als künftige Deutsche oder neue Berliner akzeptiert. Keinen Deutschunterricht gibt es daher, wenn Neueinwanderer dem Arbeitsmarkt aus Altersgründen nicht zur Verfügung stehen...

Die Deutschland altgewordenen türkischen, italienischen, portugiesischen Arbeitsmigranten lassen sich mit den älteren »Kontingentflüchtlinge« kaum vergleichen. In der russischsprachigen jüdischen Bevölkerung sind in der Altersgruppe über 55 hinreichend berufserfahrene Wissenschaftler aller Disziplinen, Literaten, Filmemacher, Lehrer, Ärzte, Ingenieure, Staatsanwälte, Musiker, Ökonomen beiderlei Geschlechts zu finden. Die post-Sowjetunion hat einen Teil ihrer *Intelligentia* an Deutschland verloren. Nein, kein Brain-Drain, denn niemand will sie haben, doch Zehntausende sind schon gekommen, weitere stehen in der Tür, hochausgebildet, mit der Erfahrung Stalinismus, im Kampf gegen den deutschen Faschismus bewährt, aus dem sowjetischen Alltag mit Korruption und feudaler Machtfülle bekannt, durch den Kulturenwechsel irritiert, aus Prinzip mißtrauisch gegen Behörden, anspruchsvoll, mit Vertrauen in westlichen Wohlstand ausgestattet. Die Ältesten sind Zeitzeugen, der 9. Mai ihr großer Feiertag. Männer und Frauen legen auch in Berlin die Orden an und fahren mit Blumen zum Sowjetischen Ehrenmal. Sie feiern den Tag des Siegs über die Faschisten mit großem Ernst. Diese »Kontingent«-Elite ist historisch etwas Besonderes. Doch verwaltet wird der Sonder- als »Sozialfall« nach den Paragraphen des BSHG.

Im »Tagesspiegel« wurde gerade ein arbeitsloser 59-jähriger Raketenspezialist aus Potsdam zum Absturz der »Mir« befragt. 25 Jahre war sein Leben mit dem Weltraum verbunden. Unnütz für Deutschland?

Ein älterer Professor erhielt eine Wohnung in einem gepflegten Kurort. Er ging nach einem Jahr zum Sozialamt und bat um Ortswechsel. Zu *seinem* Leben gehöre eine Bibliothek, er wäre Wissenschaftler, wolle weiterhin publizieren. Zum Ortswechsel bestehe kein Grund, beschied das Amt, die örtliche Kurbücherei sei schließlich zweimal wöchentlich geöffnet.

Wahrlich, es gibt Bedarf an intelligenten staatlichen Regelungen. Doch parallel zum Wissensmangel der Behörden fehlt es Migranten nicht weniger oft an Grundwissen über ihre deutsche und regionale Wirklichkeit. Sie bringen viele Arten neuerer Gewohnheiten und sowjetische Erfahrungen ins Land, auch ihre Ästhetik, dem mitteleuropäischen Geschmack nicht selten fremd. Was bewirkt der Wegfall des Kampfes um knappe Güter lebensstrategisch in einer Überflusgesellschaft?

Migranten könnten eigentlich den Ethnographenblick haben. Welche Bedeutung würden sie, wenn es denn so wäre, deutscher Gemütlichkeit und protestantischem Arbeitsethos entnehmen? Eine *Migrations-Kulturpolitik* könnte es in Erfahrung bringen. In New York erlebte ich die Beratung eines Mathematikers

aus Minsk. Er wollte etwas tun. Nein, nicht russischsprachigen Kindern helfen, auch kein Ehrenamt im Museum, um sein Englisch zu üben. Nein, auf keinen Fall am Schabbatmorgen mit jüdischen Professoren der Columbia-Universität in einer Suppenküche arbeiten. Ihm war auch vier Jahre nach seiner Einwanderung unvorstellbar, dass er bei dieser Art Wohltätigkeit sozial kompetenten Experten seines Fachs begegnen könnte.

Da scheint etwas fehlgelaufen in der Sozialisation sowjetisch Hochqualifizierter. Es wirkt wie zaristischer Dünkel, wie Arroganz einer Klasse, die ihren Abstieg nicht bemerken kann. Es ist vermutlich auch lebenslang trainierte Vorteilsnahme und Vorsicht gegenüber allem Fremden. In den stalinistischen Strukturen war das idealisierte Verhältnis zwischen Mensch und Gesellschaft zur Farce verkommen. Werden irgendwann Kinder russischsprachiger Juden auf die kritischen jüdischen Intellektuellen im Berlin der 20-er Jahre neugierig sein? Selbst vom jüdischen Anteil an den großen sozialen Bewegungen der letzten 40 Jahre scheint nichts bis den Rand des Kaukasus vorgedrungen zu sein.

Nicht nur die Älteren sind weder auf den realen sozialstaatlichen Kapitalismus und noch weniger auf die demokratischen Spielregeln Westeuropas vorbereitet. Hier sollte die Integration dieser Elite gedanklich ansetzen. Sie kommen schliesslich von überall her, aus Moskau, Tblissi und dem Baltikum, aus Kiew und Tscheljabinsk. Seit 1990 mehr als 150 000 Menschen, doch wer genau? Dem »jüdischen Kontingent« fehlt es an zuverlässiger Statistik. Und wer hat sich ausgedacht, diese Migranten über ganz Deutschland zu verteilen? Migrations-politisch *und* menschlich macht das wenig Sinn. Nicht nur, weil Integration immer mühselig und teuer ist, sondern weil die Stadt sich dem akademisch gebildeten Städter als der eindeutig bessere Ort anbietet. Wer heute über einen jüdischen Friedhof in Deutschland geht, liest russisch klingende Namen. Gerade kamen mehr als einhundert Trauergäste zur Beisetzung von Igor Altschedijew. Einer der Redner sprach über dessen früher verbotene, heute in Moskau begehrte Bücher. Als bedeutende Persönlichkeit des Perestroika-Journalismus kam er über 60-jährig 1993 nach Deutschland. Er engagierte sich und publizierte auf Russisch, hielt auf Russisch Vorträge. Die russischsprachige jüdische Welt in Potsdam trauerte. Und das Sozialamt? Solche Entwertung wird durch eine verfehlte Einwanderungspolitik geschürt. Niemand verkraftet schadlos den Ausstieg aus einem festen sozialen Netz, wenn er zum Abstieg wird. Und dann der Sprachverlust. Doppelte Bürde für jene, die in und von der Sprache leben. Wie lange wird es dauern, bevor der Druck dazu zwingt, *Hilfe zur Selbsthilfe* endlich auch auf Russisch zu buchstabieren?

Aus Studien über türkische und italienische Migranten ist bekannt, dass irgendwann die Entscheidung zu Rückkehr *oder* zum Bleiben ansteht, und es gibt Pendler. Russischsprachige, das meint Aussiedler *und* Kontingentflüchtlinge, kommen, um hier zu bleiben. Ihre Eindrücke sollten uns interessieren. Wie sehen sie zum Beispiel Berlin? Sie könnten bei den Trägern der Kalte-Kriegs-Erinnerun-

gen entdecken, dass *sie* als *Russen* der alte Hauptfeind sind, und im Osten einer verbitterten, weil abgewickelten intellektuellen Elite begegnen, in der noch mancher das Sowjetideal bewahrt. Doch ältere Zuwanderer scheint das eher nicht zu interessieren, während andererseits diese einmalige Mischung zum Standortvorteil für Berlin geworden ist und in aller Welt fasziniert.

Die meisten der Herausforderungen enden nicht höheren Alter. Doch noch weniger als andere scheinen ältere Migranten vor den Tücken des allgemeinen Mangels an gesellschaftlichem Wissen gewappnet und kaum auf Alternativen und neue Ideen vorbereitet. Alter hat eine kurze Zukunft. Folglich gilt es, die Gegenwart zu intensivieren. Doch im elektronischen Zeitalter geht es schneller, globaler und anders brutal zu als beim Industrie-Boom am Ende des vor-vorangegangenen Jahrhunderts. Wer am Bahnhof den Automaten nicht bedienen kann, bleibt, wenn es so weitergeht, morgen von der Beförderung ausgeschlossen. Ja, das Altern ist eine ziemlich schwere Angelegenheit. Man kann den Verlust von Schönheit, Spannkraft, Zähnen, Nerven und sozialer Integration bejammern oder das Leben als Akkumulation sehen, man kann sich verweigern oder neue Erfahrungen sammeln, die Verwaltung der kulturellen Erbschaft übernehmen, *Chatrooms* besuchen und an der Zeitzeugenpflicht arbeiten. *Migrations-kultur-politisch* steht das Studium der fremden Völker Berlins an. Hier sind die »marginalen Persönlichkeiten« zu finden, an der Kultur und Tradition zweier Völker beteiligt, ohne einem der beiden ganz anzugehören. Wer dokumentiert das? Manches hat sich – trotz oder auch wegen der Fremdenfeindlichkeit - in den letzten Jahren gewendet. Am Einwanderungsgesetz wird gearbeitet, migrantische Kreativitätspotentiale werden zur Kenntnis genommen, doch wer macht die Alten sichtbar? Der Senat nebst »Partner für Berlin« hat eine Broschüre über die Wirtschaftskraft des »Russischen Berlin« vorgestellt. Dass dieses aus Juden, Ukrainern, Wolgadeutschen, Letten, Tadshiken, Georgiern und natürlich aus Russen besteht, sei nur angemerkt. Rund 200 000 Russischsprachige sollen heute in und um Berlin leben. Auch sie werden älter, die Probleme sind absehbar.

Für Israel belegt eine Studie der Hebrew University für 1990 – 1995 rund 80000 über 65-jährige Einwanderer aus der GUS, meist Frauen, eher alleinstehend, mit dreimal höherer Bildungsstufe als die Vergleichsbevölkerung, meist mit oder zu nahen Angehörigen. Großstädte waren bevorzugt, städtische Wohnungsknappheit und hohe Mieten zwangen zum Leben mit Kindern und Enkelkindern, und 43% lebten so auch in der UdSSR. Der Studie zufolge haben die neuen Israelis ein geringeres psychologisches Wohlfühl als ihre Altersgenossen, doch nur 15% gegenüber 22% der Israelis nennen sich einsam. Auch bei längerem Aufenthalt bleiben die Sprachkenntnisse auffällig schwach. 80% dieser Gruppe meinen dennoch, sie würden sich erneut für Israel entscheiden.

In Deutschland fehlen solche Studien. Offenbar stecken wir im vor-wissenschaftlichen Stadium fest. Sammeln wir also weiterhin Erfahrungen!

Halacha und Alter

Von Rabbiner Tsevi Weinman (Jerusalem)

Im jüdischen Recht wird der Begriff »Alter« in verschiedenen Zusammenhängen unterschiedlich angewandt. Er kann sich auf das chronologische Alter beziehen oder durch den körperlichen Zustand eines Menschen definiert sein. Man sagt: »Ein Sechzigjähriger ist reif an Jahren, ein Siebzigjähriger an Greisenalter« (Sprüche der Väter). Im Buch der Chronik steht: »Und David starb im vollen Greisenalter«, als Siebzigjähriger. Im Segenspruch für die Gerechten, dem 13. Segenspruch der *Amidah*, des stillen Gebetes, beten wir jeden Tag für das Wohlergehen der Ältesten: »...und über die Ältesten deines Volkes, des Hauses Israels,...sei dein Erbarmen rege«. Traditionell haben alte Menschen ihren Platz im Rahmen der Familie. Im Unterschied zu Armen, Prosyllanten, Waisen oder Witwen werden sie weder in der Tora noch von den Weisen als schwächere Mitglieder der Gesellschaft eingestuft, die wegen Hilfsbedürftigkeit bei Wohltätigkeit und sozialer Fürsorge besonders berücksichtigt werden müssen. Neben zahlreichen wohltätigen Stiftungen und Organisationen zur Armenhilfe, Krankenpflege oder Bestattung der Toten gab es lange keine der Altenpflege. Das erste jüdische Altenheim wurde in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Krakau und 1749 in der portugiesischen Gemeinde Amsterdam gegründet. Mit dem 19. Jahrhundert wuchs ihre Zahl, jetzt findet man in jeder jüdischen Gemeinde neben zahlreichen anderen wohltätigen Organisationen auch das Altenheim.

Für unsere Weisen lag die obere Grenze eines Menschenlebens bei 100 Jahren, doch die durchschnittliche Lebenszeit beträgt 70 bis 80 Jahre (Psalmen, Kap. 90, V. 10). Die Tora verspricht dem, der die Gebote hütet, ein langes Leben (Deut., Kap. 6, V. 2) und im Talmud gibt es Beispiele ethischen Verhaltens, die unseren Weisen langes Leben beschied. »Ich bin freigiebig mit meinem Gelde umgegangen«, »Ich habe keine Geschenke angenommen.«, »Ich habe in meinem Hause nie gezürnt.« Die Weisen nannten besondere Gebote, darunter das der Wohltätigkeit, die langes Leben sichern.

Im Allgemeinen bringen wir dem Gealterten tiefen Respekt entgegen. Gesammelte Lebensweisheit, Erfahrung, das Nachlassen der körperlichen Triebe sowie zusätzliche Zeit für das Studium der Tora und die Ausübung ihrer Gebote machen das Alter zu etwas Positivem, ohne dass wir die körperlichen Schwächen und andere Einschränkungen leugnen. Ein langes Leben wird grundsätzlich als Segen verstanden (Jesaia, Kap. 65, V. 20). Es heißt »Wer von den Ältesten lernt, ist so, als genieße er reife Trauben und alten Wein.« Man sollte das Alter folglich mit der Hoffnung erwarten, gute Dinge zu vollbringen, wie Wohltätigkeit, sich nicht mit Bedeutungslosem abgeben und sich lebenslang von unziemlichen Handlungen fernhalten. Die schriftliche Lehre und unsere Weisen raten, dass der

Mensch sich in jungen Jahren körperlich und geistig auf das Alter vorbereiten soll. Es heißt, Toragelehrte erlangen im Alter zusätzliche Weisheit, innere Ruhe und Klarheit, wohingegen jene, die sich nicht mit dem Studium der Tora befassen, im Alter ihre Einfältigkeit steigern und weder innere Ruhe noch Klarheit erlangen. Es ist geschrieben, dass ein alter Mensch die ihm vertraute Umgebung jeder Alternative vorziehen wird, selbst wenn diese vorteilhafter zu sein scheint, umgangssprachlich: »Einen alten Schrank verrückt man nicht«. Die Halacha ist ein Regelwerk auch für den Alltag. Es gilt, dass eine ältere Frau sich in der Kleidung von einer jungen unterscheiden, der ältere Mensch Kranke besuchen soll, gerade auch junge Kranke, selbst wenn dies nicht seiner Würde entsprechen mag, und er ist verpflichtet, sich an der Beerdigung der Toten zu beteiligen, selbst wenn dies nicht seinem Stande angemessen ist. Wer im Alter verwitwet, soll sich erneut verheiraten, denn ein Mann soll nicht ohne Frau, eine Frau nicht ohne Mann leben, doch sollten beide annähernd gleichen Alters sein. Alte Männer sind sogar verpflichtet, sich am Bau eines rituellen Tauchbades in ihrer Stadt zu beteiligen, selbst wenn ihre Frauen es nicht mehr benötigen. Alte und schwache Menschen müssen selbst am Jom Kippurim, dem Versöhnungstag, nicht fasten. Beginnt ein alter Mensch mit der Gemeinde zu fasten und fühlt er sich dabei zunehmend schwächer, geben wir ihm sofort zu essen. Im Krankheitsfall ist der alte Kranke wie ein junger zu heilen, keiner wird bevorzugt.

Ein alter Mensch, dem die Hände zittern, ist nicht für das rituelle Schlachten von Tieren geeignet, und jemandem über 80 ist das Schlachten überhaupt nicht mehr gestattet. Gleiches gilt für die rituelle Beschneidung eines Neugeborenen. Ähnliches gilt für die Richter, aber nur, wenn über Menschenleben zu entscheiden ist. In diesem Fall darf der alte Mensch nicht mehr im *Sanhedrin* (im jüdischen Gericht) dienen. Würde sich aber sonst niemand finden, der mit dem Gesetz und seiner Interpretation vertraut ist, würde man ihm dennoch den Vorzug geben. Da alte Menschen kein Geld mehr verdienen, ist es in jüdischen Gemeinden Brauch, sie von der Zahlung sämtlicher Steuern zu befreien, nicht aber vom Gebot der Wohltätigkeit. In der Synagoge sitzen die Ältesten vorn, der Gemeinde zugewandt, den Rücken zur heiligen Lade gekehrt, während die Gemeinde Reihe für Reihe sitzt, den Ältesten und der Lade zugewandt. Bei der öffentlichen Toravorlesung wird stets der ältere Mensch vor dem jüngeren Toragelehrten aufgerufen. Und so ist es auch ein Gebot und ein Akt der Liebe, sich um die alten Eltern zu kümmern, sie bei sich wohnen zu lassen und zu versorgen. Ist aber ein Ehepartner gegen den Einzug der Eltern des Ehepartners, kann es nicht gegen dessen Willen erfolgen. Hat ein Ehepartner dem Einzug zugestimmt und erst während des gemeinsamen Wohnens bemerkt, dass er mit der entstandenen Situation nicht umzugehen weiß, kann er sich immer noch umentscheiden. Eltern, die bei ihren Kindern leben und über Geld verfügen, müssen diesen Miete zahlen. Muss der Vater im Alter bei seinen Kindern wohnen, ist es besser, wenn es bei der

Tochter ist, denn kommt es zu Streitigkeiten, lässt sich ein Schwiegersohn eher beschwichtigen als eine Schwiegertochter. Immer gilt »Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen und das Ansehen eines Greisen ehren.« (Lev., Kap. 19, V. 32). Manche halachische Autoritäten meinen, dass auch ein nichtjüdischer Greis gemeint ist. Und so ehre man auch einen ergrauten Nichtjuden. Wenn man sich vor einem alten Menschen erhebt, sollte man ganz aufstehen und stehen bleiben, solange dieser steht. Man ist auch verpflichtet, einem alten Menschen seinen Sitz in öffentlichen Verkehrsmitteln anzubieten. Handwerker sind übrigens während ihrer Arbeit von diesem Gebot freigestellt. Alter heißt hier 70 Jahre, andere meinen, es beginnt mit 60. Solange ein Mensch in Führungsposition seinen Aufgaben gerecht wird und vorher nichts anderes festgelegt wurde, sollte man ihn nicht aufgrund seines Alters aus der Stellung drängen. Dies gilt für Rabbiner, Vorsänger, Synagogenvorsteher und Schuldiener. Ist es aber Brauch, die Stellung nach festgelegter Amtszeit oder mit Erreichen eines bestimmten Alters aufzugeben, sollte der Betreffende dies tun. Wurde die Begrenzung weder in Absprache, noch durch den Brauch des Ortes festgelegt und der Betreffende ist voll arbeitsfähig und hat sich nichts zu Schulden kommen lassen, sollte man ihn nicht aufgrund seines Alters und gegen seinen Willen entlassen. Beschäftigt die Gemeinde jemanden in einem öffentlichen Amt, ohne vorher seine Amtszeit begrenzt zu haben, und kann er mit fortschreitendem Alter immer weniger leisten, weswegen er gezwungen sein kann, sein Amt niederzulegen, dann ist die Gemeinde verpflichtet, ihn weiterhin zu ernähren und ihm seinen vollen Lohn zu zahlen. Für jüdische Soldaten ist die Altersbegrenzung 60 Jahre. Das sind Beispiele aus dem jüdischen Recht, der Tora, der jüdischen Ethik und den Überlieferungen unserer Weisen, die den Umgang der Gemeinschaft mit ihren Ältesten regeln, aber natürlich hängt alles vom Menschen ab. Er entscheidet über sein Tun und Handeln bis ins hohe Alter.

Vitamin »K« für Kultur

Von Elena Burlina (Düsseldorf)

Manche der russischsprachigen Juden sind mehr kulturell, andere eher religiös interessiert. Rabbiner Goldberger verglich das neue Dasein der Emigranten mit einem leeren Teller, der gefüllt werden muss. Seit 5 Jahren existiert der Klub »Der Kreis« in der Jüdischen Gemeinde Düsseldorf mit inzwischen etwa 200 Mitgliedern, alle sind älter und alle sind russischsprachig. Die Gemeinde stellt dem Klub den Veranstaltungsraum unentgeltlich zur Verfügung. Die Teilnehmer reisen zu Vorträgen und Veranstaltungen aus den Städten der Umgebung an, das Fahrgehalt ist ihr Beitrag.

Etwas später dann hatte sich der säkulare Kulturverein »Stadt-Land-Pla-

net« e.V. gegründet, der mit verschiedenen Museen in Düsseldorf und anderen Städten in NRW zusammenarbeitet. Beide Vereine ergänzen sich, und weil die Einwanderer meist ein nur einfaches Deutsch sprechen und die Themen in der Regel sehr anspruchsvoll sind, ist Russisch hier die Umgangs- und Vortrags-sprache. Thesenhaft soll nachfolgend argumentiert werden.

Emigration und Identifizierung: Man träumte *vor* der Emigration von Europa und Deutschland und landete in der Realität von »Brighton Beach am Rhein«, also einer kleinen jüdisch-russischsprachigen Enklave. Man fühlte sich als geistiger Aristokrat, doch wurde man nun zur russischen Mafia gerechnet.

Exil und Alter: Nennen wir es den »Noach-Komplex im Exil«: Noach ist der Emigrant, der seine Familie gerettet hat, doch in der neuen Heimat wird er allmählich zum Gespött seines Sohnes Cham. Der Emigrant, gerade noch Arzt oder Ingenieur, ist plötzlich unwissender als sein Enkel, der ein Schulkind ist. Noach ist sprachlich entblößt. Der Flüchtling war Lehrer mit fehlerfreier Grammatik, und die Sprache war Ausdruck seines geistigen Lebens und zeugte von seiner Bildung. Jetzt ist sie ihm genommen. Für seine Kinder ist er der, der die Grammatik verschandelt

Identifizierung mit Kultur: Warum verbinden wir unser Leben mit der Kultur? Es war Sigmund Freud, der im »Unbehagen in der Kultur« anmerkte: »Wenn Sie nicht den Mut besitzen, Narkotika und Alkohol zu konsumieren, dann befassen Sie sich mit der Kreativität«. Würde man einen professionellen Standard an Bücher und Zeitungen in der Emigration anlegen, so wären sie in der Regel von keinem großen Interesse. Doch sieht man sie vom Gesichtspunkt der sozialen Integration, der psychologischen Unterstützung, der Kompensation, dann sind sie dem Zweck sehr angemessen. Diese für Emigranten wichtigen Formen gründen sich vor allem auf ehrenamtliche Arbeit.

Das bedeutet für den jüdischen Kulturverein »Stadt-Land-Planet« e.V. in Düsseldorf, sich kulturgeschichtlicher Themen anzunehmen. Vieles verläuft auf unserer »Allee der Geschichte«: Stadtführungen und solche durch das Goethe-, Heine- und das Theatrumuseum, hier wurden »Hamlet«-Interpretationen im deutsch-russischen Vergleich debattiert. Ein anderes Projekt: »Bist du wirklich tot?! Heinrich Heine in Düsseldorf«. Das Haus der Geschichte in Bonn wurde besucht, um die Gegenwart der Vergangenheit kennenzulernen. Dabei war dann zu entdecken, wie viele deutschsprachige Menschen, auch Juden, mitlernen könnten. In Köln lag es nahe, gemeinsam über künstlerische Karnevale und den Karneval in der Kunst nachzudenken, und in Osnabrück ging es um »Der Stern und der Tod vom Künstler Felix Nussbaum«. Eisenach haben wir uns als den Ort Luthers und Bachs erschlossen.

In Düsseldorf gibt es die Plastik »Der Mahner«. Wer aber kennt den Künstler? Das war Anlass zu fragen: »Wer sind Sie, Vadim Sidur?« So wurde ein jüdisch-russischer Bildhauer und seine Biographie in unser Bewusstsein gerückt,

ebenso wie die großen jüdischen Europäer in der Stadt am Rhein, Heinrich Heine bis Leo Baeck. Interessant sind auch die Industrie- und Naturmuseen zwischen Duisburg und Brügge. Sie verbinden mit den Juden in Europa. In Kooperation mit den Museen kam es zu Studienreisen nach Köln, wohin die Juden mit den Römern kamen, nach Amsterdam, wo wir das holländische Jerusalem des 17. Jahrhunderts, die Stadt von Rembrandt, Spinoza und des jüdischen Mädchen Anne Frank besuchten, nach Antwerpen mit seinen Künstlern und seinem jüdischen Viertel, nach Mainz und Worms, um dem großen jüdischen Gelehrten RASCHI zu folgen, und in Frankfurt am Main erfuhren wir zwischen Römerberg und Jüdengasse von Bürgeraufstand und Judenfeindlichkeit. In Prag besuchten wir die älteste europäische Synagoge, sprachen über Franz Kafka und die Legende vom Golem, in Duisburg die neue Synagoge, und in Berlin spazierten wir auf den Spuren gewesenen und heutigen jüdischen Lebens.

Ich nenne das Vitamin »K«, das »K« steht hier für Kultur, dieses Lebenselixier für Emigranten, die Russisch sprechen. Für sie ist die Kultur eines der wichtigsten Mittel zur Selbstidentifizierung. Unter ihnen sind viele gebildete Menschen, Intellektuelle und Experten. Sie brauchen mehr als Brot und ein Dach über dem Kopf, sie brauchen Vitamin »K« – die kulturelle Integration. Die Kultur ist wie die Kleidung für den »Emigranten Noach«, sie bedeckt seine Blöße, gibt ihm das Fundament für einen neuen Kreativitätsschub, sie beruhigt. Das gilt nicht nur für die nicht mehr jungen Eltern, sondern auch für deren kluge Kinder. Die Stille in den Museen und Bibliotheken, die schöpferische Arbeit schenkt uns Weisheit und entlässt uns in der Hoffnung auf eine neue Ernte.

Von Mythen und Wirklichkeiten

Bericht über den Vortrag von Dr. Hans-Joachim von Kondratowitz

In diesem Vortrag wurde der Bogen von der historischen Demographie bis in die Gegenwart der Migranten geschlagen. Eine vergleichende Untersuchung von älteren russischsprachigen Einwanderern in Israel und Deutschland ist für die nahe Zukunft geplant, wissenschaftliche Vorleistungen sind bereits erbracht.

Altern, so von Kondratowitz, sei ein Entwicklungsprozess und das Alter ein Zustand, das führe zu Kontrasten. Mit 65 ist der Mensch in der Regel noch leistungsfähig und er hat noch viel an Lebenszeit auszufüllen. Dennoch ist es üblich, das Alter an der Berufsbeteiligung und Berufsaufgabe festzumachen.

In einfachen Gesellschaften konnte die Altentötung als eine Lösung gelten, in höher entwickelten Gemeinwesen wurde ritualisiert und reguliert, die Normative sind wiederum stets von Abweichungen begleitet, doch wir wissen erstaunlich wenig beispielsweise über Formen geschlechtsspezifischer Gewalt gegen Alte. Zum europäisch-christlichen Erbe gehört, das Alter mit dem Abstieg

gleichzusetzen, das hat Konsequenzen bis in die darstellende Kunst. Der Referent konnte mit historischen Altersstufenbildern und anhand von alten Glückwunschkarten illustrieren, wie die alten Menschen in verschiedenen Zeiten gesehen wurden. Ordnungsmodelle seien gesellschaftlich zwar relevant, doch nicht gleichermaßen für jede Einzelfamilie verpflichtend. Interessant war sein Exkurs in den Bereich der Mythen. Zu diesen zählt von Kondratowitz das sozialpolitische Programm und das Klischee, wonach die Abschiebung ins Altenheim die Norm wäre. Man übersehe trotz der anderen Realität, dass in Deutschland heute rund 80% der Familien häusliche Altenpflege betreiben. Er warnte davor, dass dies in Zukunft nicht mehr sein kann, weil ein solches Familienpotential angesichts des heutigen Bevölkerungswachstums nicht mehr existieren wird. Es ist daher dringend an der Zeit, Lösungen zu bedenken, in denen es um Fremdleistungen im privaten Bereich gehen wird, was unweigerlich kulturelle Spannungen hervorruft.

Ein anderer Mythos ist die Alterseinsamkeit. In der Wirklichkeit seien die Alten in sozialen Netzwerken aller Art verknüpft, vor allem im ländlichen Raum. Wenn, dann sei Isolation ein urbanes Problem, aber nicht durchgängig und nicht für jeden im Alter. Mythenumwoben wäre auch das Miteinander der Generationen. Die Kernfamilie, in Nordeuropa historische Tatsache, würde kaum gemeinsam lebende Drei-Generationen-Familien produzieren, dafür gälte das Prinzip »Nähe auf Distanz«. Kinder siedeln im Umkreis von 20 – 50 km von den Eltern, der Zusammenhalt ist regelmäßig und eng. Deutschland hat anders als die USA keine mobile Gesellschaft, man darf es familienbezogen konservativ nennen. Der finanzielle Transfer zwischen den Generationen ist ebenfalls anders als das Klischee. So fließe das Geld von den Älteren zu den Jüngeren, diese bieten im Gegenzug Sachleistungen und andere Hilfe an. In Fachkreisen werde heute differenziert und weniger polarisiert. Neutral spricht man vom dritten und vierten Lebensalter, in den USA von »jungen« vs. »alten« Alten. Die Linie verläuft zwischen Gesundheit und Krankheit. In der Rentendebatte fehlt stets der Verweis auf steigende Gesundheitskosten und Pflegebedürftigkeit bei steigender Lebenserwartung. Hier liege gesellschaftlicher Konfliktstoff.

Was für die Alten insgesamt gilt, trifft auch auf die alten Migranten zu. Eine Vergleichsstudie zwischen älteren jüdischen Einwanderern in Israel und Deutschland sei in Vorbereitung. Kondratowitz sprach auch über Israel und das dortige Zusammenleben der Generationen aufgrund von Wohnungssituation und Mietkosten, über soziale Netzwerke, über neue Funktionen und die Veränderungen im Rollen- und Generationenverhältnis. Die Frage lautet: Was mache ich im Alter, wenn die Kinder das eigene Überleben im neuen Land organisieren müssen und Druck auf die Konstruktion der Familie ausgeübt wird, wenn Definitionen und Normative sich lösen? Dann sehen sich die Älteren in einer kritischen Lage, und es werden auch im Alter neue Orientierungen nötig.

In Deutschland hat man das Altern von Migranten zu lange der Praxis, also den Wohlfahrtsverbänden und freien Trägern, überlassen. Die Forschung kümmerte sich kaum, doch in den letzten Jahren begannen Veränderungen. Deutschland erkennt sich als Einwanderungsgesellschaft, das müsse die Perspektive der alten Migranten einbeziehen. Dazu gehört Wissen um Entfremdung (Türken aus Deutschland sind in der Türkei »Deutschländer«) und Sehnsucht. In Deutschland zu bleiben hat oft mit der Integration der nächsten Generation zu tun; nicht zu unterschätzen sei die hohe Qualität der deutschen Gesundheitsversorgung, im Alter ein unschätzbare Wert. Der in der Literatur gern beklagte Pensionierungsschock wäre eher, so der Referent, ein Problem aus dem intellektuellen Milieu, dass immer dann entsteht, wenn eine geistige Leistung nicht mehr nachgefragt ist. Da der westliche Betrieb anders als der in der DDR und UdSSR keine gleichwie soziale Gesamtorganisation darstellt, wird ein früher Rentenbeginn auch von den Migranten gern angenommen. Ganz übersehen werde übrigens noch immer die transnationale Kompensation, »das Leben auf zwei Beinen«, mit zwei Pässen, also die moderne nationale Mehrfachidentität in verschiedenen Ländern.

Kondratowicz führte aus, wieso und auf welchen Gebieten die Migrantengruppen mit einem hohem Organisationsvermögen erheblich erfolgreicher sind als die, die nur wenig organisiert sind. Griechen und Spanier z.B. haben sich dank dieser Fähigkeit weit höhere Bildungs- und damit Berufschancen im Vergleich zu Türken und Italienern in Deutschland erkämpft. Russischsprachige Migranten, seien sie jüdisch oder nicht, haben dem Organisationsprinzip bisher offenbar noch kein grosses Gewicht zugemessen. Auch das müsste vergleichend und im Hinblick auf den Erwerb der deutschen Staatsangehörigkeit zu untersuchen sein.

In der Diskussion ging es dann weiterhin um soziodemographische Erkenntnisse, nationale Verschiedenheiten und um das Thema Migrantorganisationen aus der Sicht und unter der Ägide von Parteien, Gewerkschaften über die Kirche bis hin zu eigenen Netzwerken.

Das niederländische Modell

Bericht über den Vortrag von Dr. Dorothea Grieger

Die deutsche Politik unterschätzte bisher das Thema Einwanderung, auf interkulturelle Öffnung war man nicht eingestellt. Der migrantischen Altenhilfe mangelt es daher an professionalisierter Erfahrung und an Möglichkeiten. Die Migranten selbst haben das Thema noch nicht für sich erkannt. Das hat verschiedene Gründe. Einer davon: den frühen Arbeitsmigranten, die jetzt im Rentenalter sind, wurde weder Sprache noch Landeskunde vermittelt, denn ihre Rückkehr nach einer gewissen Arbeitsdauer, die auch zum Ansparen fürs Alter diene,

wurde vorausgesetzt. Die Realität aber gestaltete sich anders. Heute ist jedoch kaum etwas über die Situation älterer Migranten bekannt. Erst jetzt sind im 3. Altersbericht der Bundesregierung einige wenige Seiten erschienen.

Ältere Migranten werden zunehmend wichtige Klienten vieler Institutionen. Sie sind eine schnell wachsende Bevölkerungsgruppe, die in Deutschland bleiben wird. 1998 waren 6,4 % aller Ausländer über 60 Jahre alt, im Jahr 2000 waren es 7,8 % und im Jahr 2038, so die Hochrechnung, werden es bis zu 28% sein. Folglich muß Integration zwei Richtungen bedienen: 1. Sprache als Instrument in jedem Alter fördern und 2. Institutionen für ältere (Arbeits)Migranten stabilisieren, ihr Selbstwertgefühl steigern, sie darin bestärken, dass sie die gleichen Rechte haben wie alle und damit den gleichen Zugang zu allen Versorgungsleistungen in Deutschland. Kritisch, so Dr. Grieger, sei zu vermerken, dass generell die Strukturen der Versorgung und Betreuung zu wenig klientenorientiert und das Personal auf die Migranten nicht vorbereitet ist, d.h. Zusammenhänge und Verschiedenheiten sind nicht bekannt, es kommt zu Verständigungsproblemen bei Sprache und Kultur, da kaum differenzierte Vorstellungen über die Bedürfnisse alleinlebender Migranten aus verschiedenen Kulturen, Religionen und auch Sprachgruppen vorhanden sind. Jetzt erst kam es zu ersten Überlegungen über ein muslimisches Altenheim in Bremen, ideell wird dieser Vorstoß von der Ausländerbeauftragten gestützt.

Die heute gealterten Arbeitsmigranten hatten nicht nur keine Sprachschulen, sondern ihr Interesse am Spracherwerb war gering, denn auch sie meinten, im Alter in ihren Herkunftsländern zu sein. Als junge, vorwiegend männliche Arbeiter, lebten sie in Heimen mit Landsleuten, und da sie meist schwere ungelernete körperliche Arbeiten übernahmen, waren Sprachfeinheiten nicht erforderlich und Kontakte zu Deutschen kaum vorhanden.

Über die Gesundheit der alten Migranten gibt es bisher keine Daten, das hat die Ausländerbeauftragte seit Jahren erfolglos moniert. Auch, dass Integration Geld kostet und nicht zum Nulltarif zu haben ist. Inzwischen wird jedoch in ihrem Amt über Anleihen beim niederländischen Modell der Integration älterer Migranten intensiv nachgedacht, das dort seit 5 Jahren erfolgreich läuft.

Für Deutschland sind einzelne Bereiche entsprechend hiesiger Verhältnisse interessant, aber nicht zu kopieren. Für Migranten ab 50 (!) wurde ein »Scheckheft« entworfen, wobei einige der Schecks dazu dienen könnten, Deutsch- und Orientierungskurse von insgesamt 600 Stunden innerhalb von drei Jahren bei verschiedenen Trägern einzulösen.

Eine Info-Reihe für ältere Migranten ab 50 Jahren ist bereits im Teststadium erfolgreich und wird umgesetzt. Sie wurde gemeinsam von AWO, DRK, Kommunen und Ausländerbeauftragter erarbeitet, zu klären war dabei auch, was erforderlich und wie Lese-, Schreib- und Sprachprobleme, Herkunftskulturen und der Grad der Selbstorganisation der Migranten berücksichtigt werden können. Sechs

Informationsabende in der jeweiligen Landessprache sollen die Migranten auf ihr Älterwerden in Deutschland einstimmen. Dazu gehören zwei Exkursionen zu Altenstätten und Altenheimen. Die Migranten wiederum sollen im Rahmen der Kurse angeregt werden, ihre Ideen und Forderungen auf lokaler Ebene mitzuteilen. Die Teamer sind zweisprachig. Die Teilnehmer werden gezielt mit Hilfe freier Träger usw. angesprochen und eingeladen. Das Kurssystem soll anders als in den Niederlanden strikt auf freiwilliger Basis stattfinden. In der ersten Phase wird zunächst mit der türkischsprachigen Bevölkerung als größter Migrantengruppe gearbeitet werden. Nur bei Kenntnis der Angebote und Informationen werden die Migranten ihre Bedürfnisse signalisieren, so Dr. Grieger. Nicht zu vergessen sei jedoch, dass Menschen, die sich über 40 Jahre in Deutschland orientiert haben, auch bei mangelnder Sprachfertigkeit über Strategien verfügen, um im Alter selbstbestimmt zu leben. Visuelles Material und Dias gehören zu dem neuen Stufenmodell, das auf Wiedererkennung- und Identifikationsmomente setzt.

Ob und welche Heime für Alte es geben muss, ob diese getrennt für Muslime oder z.B. Spanier sein sollten oder nicht, ist eine Überlegung. Grundsätzlich aber gilt, dass sich die Gesellschaft öffnen und den Migranten in den bestehenden Heimen eine »Heimat« geboten werden muss. Aus den Niederlanden allerdings ist bekannt, dass bei bestimmten Altersdemenz-Erkrankungen der eigene Kulturkreis im Heim (Sprache, Essen, Religion, Gestaltung der Räume usw.) die Erkrankung zumindest verlangsamen kann.

Das niederländische Modell gilt für alle Migranten über 16 Jahre, die keine EU-Bürger, nicht mit befristetem Arbeitsvertrag gekommen und keine vermögenden Ausländer sind, also für Asylbewerber, anerkannte Flüchtlinge, nachgezogene Familienangehörige und Menschen, die mit niederländischem Pass aus den ehemaligen Kolonien auf Dauer eingereist sind. Die Kurs-Teilnahme ist Pflicht für jeden, der zur anspruchsberechtigten Gruppe gehört. Pro Person kostet das Sprach- und Orientierungsprogramm jährlich 11 000 DM (Deutschland 2 000 DM). Das schließt Kosten für Sprachlabors und die Verwaltung ein. Zur Zeit soll der Zulauf so groß sein, dass die Behörden finanzielle und organisatorische Probleme haben. Negative Sanktionen (Kürzung der Unterstützung, ausländerrechtliche Folgen) bei unbegründeter Nichtteilnahme wurden bisher kaum eingesetzt. Problematisch sei die Situation für Frauen, die Kinder zu betreuen haben sowie für alle, die im Berufsleben stehen – da in den Niederlanden faktisch keine Arbeitslosigkeit herrscht, kommen Einwanderer in Konflikte, ob sie als erstes arbeiten oder lernen sollen. Abend- und Wochenendkurse können die Nachfrage nicht decken.

In der Diskussion ging es auch darum, wie und ob solche Maßnahmen finanziell angereichert und kontrolliert werden, wie sich Mutter- und Landessprachen ergänzen, wie eine Teilnahme auf freiwilliger Basis garantiert werden kann und welche Aspekte sich für eine kritische Übernahme entsprechend der Bedingungen in Deutschland eignen.

11 Jahre Jüdischer Kulturverein Berlin e.V.

Der Rückblick spricht für Entwicklung. 1986 gründete sich in der Ostberliner Jüdischen Gemeinde die jüdische Gruppe »Wir für uns - Juden für Juden«. Hier trafen sich Jüdinnen und Juden, ehemalige Emigranten, Widerstandskämpfer und ihre erwachsenen Kinder, darunter Wissenschaftler und Kulturschaffende, die meist der Religionsgemeinde nicht angehörten. Die Gruppe stärkte durch ihre Präsenz das Gemeindeleben. Aus ihr entstand u.a. in der Diskussion mit dem Gemeindevorsitzenden Dr. Peter Kirchner im Übergang von 1989/90 der »Jüdische Kulturverein Berlin e.V.«, der sich von Anfang an als Ergänzung zur Gemeinde verstand. Die Gründungsveranstaltung war am 22. Januar 1990, die erste Bestätigung der Gründung erfolgte durch den Magistrat von Berlin. Entsprechend der veränderten Rechtssituation wurde der Verein am 4. Mai 1990 in Ostberlin (noch DDR) und am 27. September 1991, also nach der deutschen Einheit, beim Amtsgericht Charlottenburg registriert. In Westberlin gab es keine vergleichbar strukturierte jüdische Organisation, so dass der JKV sich mit niemand anders vereinen konnte. Aus einer jüdischen Kulturnische wurde dank auch äußerer Hilfe eine stabile jüdische Einrichtung, die dem Muster eines US-amerikanischen JCC (Jewish Community Center) folgt. Der Verein gab anfangs ein kleines Informationsblatt heraus. Seit September 1991 erscheint monatlich die »Jüdische Korrespondenz«.

Der Jüdische Kulturverein Berlin e.V. bereichert die bestehenden jüdischen Einrichtungen und ist keine Religionsgemeinde. Als säkulare jüdische Organisation hat er sich der Bewahrung des jüdischen Erbes verpflichtet, also auch der Religion, Kultur und jüdischer Tradition, der Aneignung und Verbreitung von Wissen über das Judentum, über die Diaspora und Israel, über jüdische und speziell europäisch- bzw. deutsch-jüdische Geschichte. Seine besondere Fürsorge gilt den Überlebenden der Shoa und ihren Nachfahren. Der JKV ist gemeinnützig im Sinne der Förderung der Völkerverständigung. Dies ist dem JKV stets praktisches Anliegen. Hilfsaktionen für Zuwanderer, jüdische Gemeinden und Einzelpersonen in der früheren Sowjetunion, Ungarn, Rumänien, auch die Beschaffung von Medikamenten für Kuba, Gespräche und Veranstaltungen mit Vertretern anderer in Berlin lebender ethnischer Bevölkerungsgruppen gehören zum Vereinsalltag.

Am Zentralen Runden Tisch der DDR forderte der JKV am 9. Februar 1990 angesichts der krisenhaften, von antisemitischen Ausfällen begleiteten Situation in der UdSSR, sowjetischen Juden, die es wünschten, den Daueraufenthalt in der DDR zu ermöglichen. Der einstimmige Beschluss des Runden Tisches und die nachfolgende Umsetzung durch die DDR-Regierungen Modrow und de Maiziere waren der Beginn einer jüdischen Einwanderung, die bis heute anhält. Inzwischen sind rund 150 000 Menschen im jüdischen Kontingent nach Deutschland gekommen. Berlin als Bundesland hat seine Quoten längst übererfüllt, so dass hier heute kaum Neuzuwanderer anzutreffen sind.

Erste Deutschkurse und jede denkbare Hilfe für russischsprachige jüdische Zuwanderer bot der JKV ab Juni 1990. Er unterstützte die Eröffnung der »Friedländer-Schule«, wo jüdische Zuwanderer Deutsch und Landeskunde lernen konnten, er gab Informationsmaterial auf Russisch heraus und lud zu Pressegesprächen in Sachen Einwanderung. Mit aktiven Zuwanderern entwickelte sich eine Palette russischsprachiger Kultur- und Informationsveranstaltungen. Bis Ende

1998 erschien die »Jüdische Korrespondenz« auch als russischsprachige Ausgabe. Dank der Integrationserfolge und des Ausbaus eines breitgefächerten russischsprachigen Angebots bei der Jüdischen Gemeinde und durch die Zentrale Jüdische Wohlfahrtsstelle (ZWST) konnte der JKV russischsprachige Aktivitäten reduzieren.

Gegen Rassismus und Völkerverhetzung, Antisemitismus und Ausländerhass hat sich der JKV von Anbeginn öffentlich positioniert. Diese Haltung ist eine Lehre nach und aus der Shoa, der einschneidendsten Katastrophe für das jüdische Volk. Auch darum steht die Botschaft »Erinnern = Leben« auf der Fahne des Vereins. Eng ist der Verein Organisationen der Holocaustüberlebenden und Widerstandskämpfern verbunden, denen auch viele Vereinsmitglieder angehören. Von der ersten Anzeige gegen den Shoa-Leugner David Irving 1990, dem Protest gegen den rassistischen Terror in Rostock und Hoyerswerda, Empörung über antisemitisch motivierte Brandsätze in Lübeck, Fremdenangst in Gollwitz und Berliner Fußballrassismus bis zur Aufforderung an die Medien, die Hoffahrt von Rechtspopulisten wie Jörg Haider nicht zu unterstützen, war und ist der JKV präsent. Antisemitische Äußerungen aus der Führung der russischen KP waren 1999 Anlaß, besorgt an das AA, das BMI und die Parteien, besonders PDS, zu appellieren. Das Gedenken zur Erinnerung an die »Fabrikaktion« vom 27. Februar 1943, an den Novemberpogrom 1938, an die Befreiung vom Hitlerfaschismus am 8. und den »Tag des Sieges« am 9. Mai, die Ermordung von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht im Januar 1919, das Gedenken am Jom Haschoa und die Beteiligung am September-Tag der Erinnerung und Mahnung stehen im JKV-Kalender.

Durch Kommunikation und Kontakte mit der jüdischen Welt hat sich auch im JKV das Verständnis der nie endenden Frage *Was ist jüdisch?* erweitert. Kontrovers wird dies immer wieder diskutiert. Judentum und jüdisches Leben setzen die Aneignung jüdischer Geschichte, Traditionen und Werte voraus. Diese Erkenntnis löste Lernprozesse aus, die nicht selten zu Differenzen auch über Ziel und Zweck eines *jüdischen Kultur*-Vereins führten. Die Philosophie des Jüdischen setzte sich im Streitgespräch durch. Von der orthodoxen Bewegung des Lubawitscher Rebbe wurde die Botschaft »Think positive!« und: »Wir sind für alle Juden da« übernommen. Stimulierende Losungen wie »Turn Friday night into Shabbes« und das Prinzip der offenen Tür ließen sich auf die Verhältnisse der kleinen, institutionell auf sich selbst gestellten, finanziell bescheiden ausgestatteten Organisation mit grossem Aufwand umsetzen. Sektiererische Fehler sowie Überspitzungen und Enttäuschungen blieben nicht aus - doch zu guter Letzt bestätigt der Erfolg den nicht immer leichten Weg.

Religiöse und der Tradition verpflichtete Veranstaltungen, das gemeinsame Begehen jüdischer Feiertage und die Begrüßung des Schabbat richten sich vor allem an Mitglieder des Vereins, jüdische Berliner und jüdische Berlinbesucher. Persönlichkeiten wie Rabbiner Tsevi Weinman (Jerusalem), Rabbiner Herschel Glick (London), Rabbiner Shlomo Carlebach s.A. (New York) und jüdische Funktionäre aus aller Welt waren und sind dabei hilfreich, Gespräche mit Vertretern der Berliner Jüdischen Gemeinde sind längst selbstverständlich. Der JKV steht seit seiner Gründung der New Yorker Ronald S. Lauder Foundation und jetzt auch dem Berliner Lehrhaus nahe. In seinen ersten Jahren waren Ratschläge des Simon-Wiesenthal-Center Paris und des Europäisch-Jüdischen Forums oft wesentlich. Der JOINT schickte aus Jerusalem die ersten russischsprachigen Bücher und

Lehrmaterialien, aus den USA und der Schweiz spendeten Einzelpersonen Gebetbücher und Hagadot. Immer half die Bewegung Chabad Lubawitsch.

Beinahe 2 150 öffentliche Einzelveranstaltungen in elf Jahren, die Kultur, Lebensweise und Bildung vermittelten, sind für einen kleinen Verein eine überwältigende Leistung. Bei durchschnittlich 25 Besuchern haben rund 54 000 Menschen diese Veranstaltungen besucht, für die regelmäßig in der Berliner Presse geworben wurde. Nicht in dieser Zahl enthalten sind religiöse Zusammenkünfte, Feste, Workshops und Kurse gerade auch für Neuzuwanderer. Die Namensliste der Referentinnen und Referenten reicht von Israels Minister Josef Burg s.A. über Israels Generalkonsule zu Schriftstellern und Künstlern wie Stefan Heym, Josef Burg (Tschernowitz), Meir Ferber s.A. (Israel), György Konrad, Eva Siao (Peking), Heinz Knobloch, Carola Stern, Christa Wolf zu Politikern wie Günter Gaus, Lothar de Maiziere, Barbara John, Wolfgang Thierse, Romani Rose und Gregor Gysi, zu Wissenschaftlern aus aller Welt, darunter die Professoren John Stachel und George L. Mosse s.A. (USA), Oberst a.D. Efim Brodsky (Moskau), Walter Laqueur (USA), Prof. Julius Schoeps, Dr. Arnold Paucker (London), Dr. Andreas Nachama (Berlin) sowie Diskutanten, Zeitzeugen aus dem jüdischen und nichtjüdischen Widerstand und unzähligen Stichwortgebern.

Die Mitgliedschaft im JKV setzt die Zugehörigkeit zum jüdischen Volk oder eine jüdische Familiengeschichte voraus. Mitglieder sind jüdisch im Sinne des jüdischen Rechts, oder Kinder jüdischer Väter. Der JKV versteht sich als ein Ort, an dem die Rückkehr ins Judentum vorbereitet werden kann. In den Kreis der fördernden Freunde kann aufgenommen werden, wer die Satzung anerkennt und den Verein dementsprechend fördern möchte. Am 1. März 2001 waren rund 200 Mitglieder und zahlreiche fördernde Freunde eingetragen. Der Jahresbeitrag beträgt 200 / 100 DM, die einmalige Aufnahmegebühr 50 DM. Die »Jüdische Korrespondenz« hat zur Zeit eine Auflage von ca. 1 000 Exemplaren. Das ehrenamtlich gestaltete Blatt ist für jährlich 60 DM (\$ 60 Übersee und Israel) zu abonnieren. Jüdische Einrichtungen in der früheren Sowjetunion sowie eine Reihe ehemaliger Berliner in allen Kontinenten beziehen es kostenlos.

Die Finanzierung des JKV erfolgt vor allem über Mitgliedsbeiträge und Spenden. Durch Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen (ABM, SAM und Hilfe zur Arbeit) erhalten Langzeitarbeitslose, darunter immer wieder auch jüdische Zuwanderer, die zeitlich begrenzt Chance, projektgebundene Tätigkeiten auszuüben. Bisher ist der JKV nicht in den Genuss einer institutionellen Förderung gekommen, so dass mehrmals im Jahr die Sorge umgeht, ob beantragte oder bereits laufende Projekte durch das Arbeitsamt und die Servicegesellschaft GSUB bestätigt, gefördert, verlängert werden. Die drei aktuellen Projekte mit insgesamt sechs Mitarbeitern enden zum 30. Juni bzw. 31. Dezember 2001. Der JKV ist dringend auf Verlängerung angewiesen. In jedem Fall ist ein jährlicher Mitarbeiterwechsel für alle Seiten belastend.

Ein ehrenamtlicher Vorstand leitet den JKV. Er wird im Abstand von zwei Jahren durch die Mitglieder gewählt. Der Vorstand bestimmt Ersten und Zweiten Vorsitzenden und Schatzmeister. In dieser Legislaturperiode ist Dr. Irene Runge 1. Vorsitzende, Marlies Mahler 2. und Andreas Poetke Schatzmeister. Ralf Bachmann und Prof. Jochanan Trilse-Finkelstein sind Beisitzer. Die Zahl der ehrenamtlichen Aktivisten könnte größer sein, aber angesichts des hohen Alters und entsprechend auch instabilen Gesundheitszustands vieler Mitglieder kann deren Mitwirkung und Zuverlässigkeit nicht hoch genug bewertet werden.

Jüdische Korrespondenz



Monatsblatt des Jüdischen Kulturvereins Berlin e.V. Nissan/Jyar 5761 April 2001 Nr. 3 11. Jahrgang 2.00 DM

Die Befreiung

Von Yitzhak Ahren (Köln)

Die Wichtigkeit des Auszugs aus Ägypten wird in der Tora mehrfach unterstrichen. Wie stellt sich Gott im Dekalog vor? »Ich bin der Ewige, dein Gott, der ich dich aus dem Lande Ägypten herausgeführt habe, aus dem Hause von Knechten.« (Schmot 20,2 und Dewarim 5,6). Schon der Philosoph Jehuda Halevi hat die Frage aufgeworfen, warum das Zehnwort nicht mit der Begründung anfangt: »Ich bin dein Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat.« Im Kommentar von Rabbiner Benno Jacob zum zitierten Vers heißt es: »Nicht auf die bloße Herausführung aus dem Lande Ägypten ist es Gott angekommen, sondern dass Israel von einem menschlichen Joche frei werden sollte – frei für IHN und SEINEN Dienst. Aus dem Hause der Knechte will sagen: Daß ihr meine Knechte seiet.« Jacobs Kommentar zum Buch Schmot entstand in der Nazizeit; die Vermutung liegt nahe, dass das Leben im nationalsozialistischen Deutschland ihn vor Augen stand, als er folgende Bemerkung niederschrieb: »Ein Pathos liegt aber nicht bloß in dem Ausdruck, aus dem Hause der Knechte, sondern in dem Gegensatz zu dem Lande Ägypten, was nicht bloß einen territorialen Sinn haben soll. Mit dem Worte Ägypten waren die verführerischsten Vorstellungen verknüpft: es war das reichste, gesegnete Land ... ein Land höchster Kultur und politischer Machtstellung, aber allzudiese Vorzüge wogten vor Gott nicht gegen das eine Moment in der anderen Schale. Es war ein Haus der Knechte! ER aber hat den Menschen zu Freiheit geschaffen, zu der Freiheit, die nur in seinem Dienste zu finden ist. Lass mein

Land Ägypten alle Tage deines Lebens! (Dewarim 16,3). »Die Tage deines Lebens« hieße nur die wirklichen Tage, »alle Tage deines Lebens« (hebr.: kol jemej chajecha) schließt auch die Nächte ein.

Der Autor von »Sefer Charedim« ist der Ansicht, dass man sich für jeden Tag bei der Erwähnung des Auszugs aus Ägypten vorstellen solle, man sei selbst aus Ägypten gezogen. Mit anderen Worten: Man soll nicht nur die historische Tatsache im Gebet erwähnen, sondern dabei die Erfahrung der Befreiung immer wieder erleben. In der Pessach-Haggada heißt es lediglich, dass in jeder Generation der Mensch verpflichtet sei, sich vorzustellen, er selbst sei aus Ägypten gezogen. Die Bedeutung der historischen Begebenheit hat der finnisch-jüdische Denker Andre Neher wie folgt erläutert: »Mit dem Auszug aus Ägypten ist für die Menschheit eine neue Stunde angebrochen, die Stunde der Erlösung vom Elend. Hätte es keinen Exodus unter dem doppelten Siegel des gebieterischen göttlichen Willens und der freiwilligen und bewussten Teilnahme der Menschen gegeben, so wäre die Geschichte der Menschheit radikal anders verlaufen, weil an ihrer Wurzel nicht die Erlösung, die Ge'ula, der Auszug aus Ägypten gestanden hätte. »Weder meine Väter noch ich noch meine Kinder waren frei, heute und immer wären wir Sklaven«, sagt der Jude in der Pessach-Nacht.« Nachdem in jedem Abendgottesdienst von der Befreiung die Rede ist, drängt sich eine Frage auf, die wir mit Hinweis auf mehrere Auffälligkeiten im Text der Pessach-Haggada finden: Wodurch unterscheidet sich die Sedernacht von allen anderen Nächten? Die Antwort expliziert die Haggada in der gebotenen Ausführlichkeit. Am Pessach-Abend geht es um eine Vergegenwärtigung des Übergangs von der Sklaverei in die Freiheit sowie

ten. In der Pessach-Haggada wird unsere Pflicht erwähnt, Gott zu danken, »der unseren Vätern und uns alle diese Wunder getan. Er hat uns herausgeführt aus der Knechtschaft zur Freiheit; aus Betrübniß zur Freude; aus der Trauer zum Festtag; aus Finsternis zu lichter Helle; aus Sklaverei zur Erlösung!« Nach Ansicht von Rabbiner Joseph Bar Soloveitchik drücken die vier Becher Wein, die jüdische Männer und Frauen am Sederabend zu trinken verpflichtet sind, Dank für Erlösungstaten aus: bei den ersten drei Bechern bedanken wir uns für die Erlösung aus der Knechtschaft in Ägypten; beim vierten Glas bedanken wir uns im Voraus für die Ge'ula, die hoffentlich bald kommen wird!

11. Jahrestag JKV

Von Ralf Bachmann

Ein seriöser Bericht über unsere Geburtstagsfeier müsste mit einer Aufzählung der Ehrengäste, mit einem Kernsatz aus der Begrüßungsrede, mit einer Würdigung des Ereignisses beginnen, das uns zusammengeführt hatte. Aber warum soll der



Bericht nicht sein, wie die Feier selbst war – nämlich am und am morgigen? Sogar da nicht ein

Einzelpreis des Monatsblattes 2.00 DM.
Jahresabonnent 60 DM. Übersee und Israel \$ 60.
Bestellungen und Erwerb sind beim JKV möglich

Manchmal erscheint russischsprachigen älteren jüdischen Migranten ihr neues Leben noch immer fremd. Sie verdrängen dann die Zwangsläufigkeit der persönlichen Herausforderungen, die die deutsche Lebenswirklichkeit ihnen tagtäglich auferlegt. Das ist eine Basis für Konflikte.

Immer verlassen Migranten ein Land, immer nehmen sie ihre Sprachen, Kulturen und Geschichten mit. Seit mehr als 10 Jahren wandern hochqualifizierte russischsprachige Menschen im Rahmen der »Kontingentregelung für jüdische Zuwanderer« nach Deutschland ein. Der Mangel an deutscher Sprache aber grenzt sie oft aus. Zu viele der Älteren können diese Klippe offenbar nicht mehr nehmen.

Alternsprozesse zwingen uns, über sozio-kulturelle Alternativen nachzudenken. Welche sind für ältere Migranten vorgesehen? Manche von ihnen meinen, Deutschland würde sich für sie verschliessen. Suchen sie denn nicht nach dem passenden Schlüssel?

Auf dem Kolloquium wurden solche Fragen diskutiert. Wir rechneten nicht mit so starker Resonanz aus türkischen Verbänden und grossen Wohlfahrtsorganisationen.

Jetzt wissen wir genauer, warum die ethnische, kulturelle, sprachliche, religiöse, weltanschauliche, soziale, bildungs-, geschlechts- und altersrelevante Vielfalt in den Migrationsbevölkerungen nach einer kompetenten nationalen Einwanderungspolitik mit globaler und europäischer Perspektive verlangt.